

**SÜDWESTRUNDFUNK
SWR2 AULA – Manuskriptdienst**

**Gewinn für alle
Soziale Gerechtigkeit im 21. Jahrhundert**

Autor: Professor Norbert Bolz *
Redaktion: Ralf Caspary
Sendung: Sonntag, 28. Februar 2010, 8.30 Uhr, SWR 2

Bitte beachten Sie:

*Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt.
Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen
Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.*

*Mitschnitte auf CD von allen Sendungen der Redaktion SWR2 Wissen/Aula
(Montag bis Sonntag 8.30 bis 9.00 Uhr) sind beim SWR Mitschnittdienst in
Baden-Baden für 12,50 € erhältlich.*

Bestellmöglichkeiten: 07221/929-6030

Kennen Sie schon das neue Serviceangebot des Kulturradios SWR2?

*Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen
Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen.
Mit dem kostenlosen Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die
zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert.
Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder swr2.de*

*SWR 2 Wissen können Sie ab sofort auch als Live-Stream hören im SWR 2
Webradio unter www.swr2.de oder als Podcast nachhören:
<http://www1.swr.de/podcast/xml/swr2/wissen.xml>*

Ansage:

Mit dem Thema: „Gewinn für alle – Soziale Gerechtigkeit im 21. Jahrhundert“.

Nein, es geht jetzt nicht um die Äußerungen von Westerwelle zu den Hartz IV-Empfängern, es geht um eine Frage jenseits der Parteipolitik und des Streits darüber, ob Hartz IV-Empfänger Schmarotzer sind oder nicht.

Norbert Bolz ist Professor für Medien und Kommunikation an der TU Berlin; und in der SWR2 Aula versucht er zu beantworten, welches Konzept von sozialer Gerechtigkeit überhaupt noch zukunftsfähig ist. Dabei spielt für Bolz der Sozialstaat eine untergeordnete Rolle, ihm geht es auch nicht um eine neue Verteilungspolitik, die die Kluft zwischen Arm und Reich überwindet. Für Bolz sind ganz andere Kategorien wichtig, welche, erläutert er in der SWR2 Aula.

Norbert Bolz:

Das große Thema des 21. Jahrhunderts, das sich hinter dem Streit um die soziale Gerechtigkeit verbirgt, ist die Produktion des sozialen Reichtums. Am Ende des 20. Jahrhunderts hat unsere Gesellschaft erkannt, dass sie eine *äußere* Balance mit der Natur finden muss. Ökonomie und Ökologie galten bisher immer als unvereinbare Interessengebiete. Wir haben dann aber Aug' in Aug' mit der drohenden Klimakatastrophe gelernt, dass umweltbewusstes Handeln wirtschaftlich profitabel sein kann. Das Bündnis von Ökonomie und Ökologie ist vielleicht noch nicht wirklich, aber wir wissen heute, dass es möglich ist. Am Anfang des 21. Jahrhunderts erkennt unsere Gesellschaft, dass sie nun auch eine *innere* Balance finden muss – und das Stichwort lautet eben: soziale Gerechtigkeit. Es geht jetzt um die Versöhnung von Profitmotiv und sozialer Verantwortung.

Die Produktion des sozialen Reichtums wird heute möglich, weil es einen neuen Geist des Kapitalismus gibt. Romane und Filme transportieren noch den amerikanischen Traum, der in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ausphantasiert wurde. Es war die Verheißung der Chance, vom Tellerwäscher zum Millionär zu werden: Jedem, der tüchtig ist, steht die Tür zum Erfolg offen. Die älteren unter den Hörern werden sich noch an das deutsche Wirtschaftswunder mit dem Versprechen des Wohlstands für alle erinnern. Das war die goldene Zeit der 50er und 60er Jahre, die der Nachkriegsgeneration plötzlich unglaubliche Konsumchancen geboten hat. Und heute haben wir es mit einer neuen konkreten Utopie des Kapitalismus zu tun. Das Internet-Zeitalter produziert den sozialen Reichtum.

Das wird diejenigen überraschen, die überall nur Zeichen der Krise sehen. Und in der Tat muss man ja nur eine Zeitung aufschlagen oder den Fernseher einschalten, um das große Jammern zu hören. Täglich gibt es neue Nachrichten über die Klimakatastrophe und die Erschöpfung der natürlichen Ressourcen, über die skandalöse Armut in der Dritten Welt und über die entwürdigende Arbeitslosigkeit in unserer Welt. Wir sehen Bilder der großen Wanderung: hoffnungslos überladene Boote verzweifelter Migranten, die über das Mittelmeer ins gelobte Land Europa streben.

In diesem gelobten Land selbst scheinen himmelschreiende Ungerechtigkeiten zu herrschen – die Reichen werden immer reicher und die Armen immer ärmer. Die globalisierte Welt wird heute aber nicht nur durch den Gegensatz von Arm und Reich, sondern auch durch den Gegensatz zwischen den Vernetzten und den Nicht-Vernetzten geprägt. Die Zukunft der Informationsrevolution durch das Internet wird zeigen, dass der Gegensatz zwischen "vernetzt" und „nicht vernetzt" sogar noch folgenreicher ist als der zwischen Arm und Reich. Und über allem schwebt die Drohung der Bankenkrise des Jahres 2008 und ihrer unberechenbaren Folgen. Das Finanzkapital hat sich nicht nur von der Realwirtschaft, sondern auch von unserem Verständnis abgekoppelt.

Viele haben das dumpfe Gefühl, dass das alles zusammenhängt und niemand es steuern kann. Man lässt sich dann gerne von populistischen Parolen ansprechen, die die Sündenböcke der Krise als Turbokapitalisten, Marktradikale, Neoliberale, Heuschrecken und Monster bezeichnen. Gab es zu viel Freiheit für das Kapital? Muss nun Vater Staat für Ordnung sorgen? Sind die Liberalen schuld am Chaos?

Weil diese Welt für alle undurchschaubar ist, erscheint die Krise als Katastrophe. Und uns bleibt nur das Zuschauen. Die Katastrophenberichterstattung der Massenmedien macht uns hilflos und wütend, auch wenn wir persönlich gar nicht betroffen sind. Prinzipiell ist es ja so, dass man lernt, sich hilflos zu fühlen, wenn man andere beobachtet, die unkontrollierbaren Ereignissen ausgesetzt sind – z.B. einem Tsunami. Denn die Massenmedien reduzieren uns Zuschauer, Hörer und Leser auf das bloße Erleben: Wir müssen zusehen, wie andere entscheiden, genießen und leiden. Und wenn andere entscheiden, werden wir zu Betroffenen. Wenn andere genießen, halten wir uns für benachteiligt. Wenn andere leiden, ist uns das unerträglich.

Wer nicht Zeitung liest und fernsieht, müsste aber einen ganz anderen Eindruck bekommen. Wir leben im Goldenen Zeitalter und merken es nicht: Seit dem Zweiten Weltkrieg hat sich der Lebensstandard im Westen verdreifacht. Wir sind gesünder denn je, leben länger denn je, genießen eine unerhört lange Zeit des Friedens, sind weltweit mobil und haben märchenhafte Bildungschancen. Aber offenbar ist es sehr schwer, sich daran zu erfreuen. Seit Jahren dominiert in den Medien der Klage-ton, das Jammern über soziale Ungerechtigkeit, über den Werteverfall – und neuerdings wieder einmal die Prophezeiung des Endes des Kapitalismus.

Pessimismus ist die Krankheit eines Zeitalters, das nicht mehr an den Fortschritt zu glauben wagt. Optimismus ist der Glaube, dass die Situation, in der man steckt, einen guten Sinn hat. Der Optimist verleugnet nicht die Realität, sondern macht sie überhaupt erst möglich. Das Hoffen ist für das Handeln, was das Wissen für die Erkenntnis ist. Hoffen heißt zwar nicht wissen, aber die Hoffnung nimmt doch einen entscheidenden Einfluss auf unser Denken. Zu einem gesunden Geist gehören deshalb Mut, Hoffnung und Vertrauen.

Wenn wir uns mit dieser Freude am Gestalten der Welt zuwenden, die scheinbar aus den Fugen ist, dann eröffnen sich zwei Aufgabenfelder mit verschiedenen Grundfarben. Die moderne Gesellschaft muss eine *äußere* Balance in ihrem Verhältnis zur Umwelt, zur Natur finden, die ausgebeutet und verschmutzt wird. Grün ist die Farbe für die Suche nach dem ökologischen Gleichgewicht. Diese ökologische

Beschreibung der Welt hat in den letzten Jahrzehnten aus der Menschheit wieder eine Schicksalsgemeinschaft gemacht.

Die *innere* Balance betrifft das Verhältnis der gesellschaftlichen Gruppen zueinander; und hier herrscht eine extreme Ungleichheit der Lebenschancen. Rot ist die Farbe für die Suche nach dem sozialen Gleichgewicht. Wir können also formelhaft zusammenfassen: Nachhaltigkeit ist die Utopie der äußeren Balance: die Versöhnung von Ökonomie und Ökologie. Soziale Gerechtigkeit ist die Utopie der inneren Balance: die Versöhnung von Profit und Verantwortung. Wir fragen nicht nach den Grenzen des Wachstums, sondern nach einem neuen Reichtum, der sich mit den klassischen Begriffen der Ökonomie nicht fassen lässt.

Kein Missverständnis, bitte! Wir befinden uns damit natürlich immer noch in der Welt des modernen Kapitalismus. Wenn wir immer mehr von Non-Profit-Organisationen und Nicht-Regierungs-Organisationen hören, dann bedeutet das nicht, dass keine Profite gemacht und keine Entscheidungen gefällt würden. Im Gegenteil. Heute ist Non-Profit das Portal zum neuen Profit, und Nicht-Regierungs-Organisationen wie Greenpeace haben den direktesten Zugang zur Macht.

Man könnte es auch so sagen: Der marxistische Umbau des Kapitalismus hat längst stattgefunden. Der Kapitalismus hat den Marxismus verinnerlicht. Nicht erst seit die Deutschen die soziale Marktwirtschaft mit friedlichen Tarifpartnern erfunden haben, sondern eigentlich schon seit Henry Ford kennen wir einen gebenden, sorgenden Kapitalismus. Ford schenkte Massachusetts eine Autobahn und kam auf die großartige Idee, den Arbeitern nicht so wenig wie möglich, sondern so viel wie möglich zu zahlen. Auch können wir seit Jahr und Tag einen gebenden, sorgenden Kolonialismus beobachten, der Entwicklungshilfe leistet und einen „fairen Handel“ mit den unterentwickelten Ländern propagiert.

Der gute Sinn des Begriffs der Selbstverwirklichung liegt darin, dass er unterscheidet zwischen Menschen, die einfach nur leben, und Menschen, die ihr Leben führen. Für eine bewusste Lebensführung ist aber wesentlich, was man wollen muss. Erkenne dich selbst! Diese klassische Forderung stellt mich vor die Frage: Was muss ich wollen? Ich habe die Pflicht, mein besseres Selbst zu kultivieren. Das, was ich liebe, stellt Ansprüche an mich, denen ich entsprechen muss.

Es genügt deshalb vielen heute nicht mehr, einen Job, Geld und Freizeit zu haben. Der Beruf soll wieder nach Berufung schmecken. Natürlich wollen wir bekommen, was wir uns wünschen, aber mehr noch wollen wir herausfinden, was wir wirklich wollen. So können wir das Leben heute als Erforschung eines Wertefeldes betrachten. Mit dem Sieg des Kapitalismus wurde nämlich der Blick wieder frei auf die nicht-ökonomischen Kräfte, also die sozialen und moralischen Werte. Unser Blick wurde aber auch wieder frei für die andere Seite der Vernunft, also für Gefühle und Geschichten.

Die Leute interessieren sich immer mehr für das gute Leben, öffentliche Güter, gerechte Verfahren, ethisches Einkaufen, freiwilliges Engagement und die soziale Dynamik der Non-Profit- und Nicht-Regierungs-Organisationen. Je mehr sich der Kapitalismus als der große Gleichmacher der materiellen Lebensbedingungen bewährt, um so mehr drängen sich die nichtmateriellen Aspekte des guten Lebens in

den Vordergrund der Aufmerksamkeit: Prestige und Privileg. Das hat unmittelbare Auswirkungen auf das Verhältnis von Einkommen und Status. Es geht primär um den Wunsch, anders zu sein und die Ungleichheit zu genießen, also um die Aneignung differenzierender Merkmale, auf die das eigene Selbstwertgefühl gestützt werden kann.

Die Leute lieben es, ihre eigenen Fähigkeiten zu stimulieren und zu trainieren. Da sich mein Selbstwertgefühl in der Vorstellung bildet, wie andere mich beurteilen, ist das wichtigste Motiv meines Handelns, etwas zu tun, worauf die anderen angemessen reagieren. Ich will einen Unterschied machen, der für andere zählt. Ich bringe mich ein. Hier geht es um die Rettung der Bürgerlichkeit in einer Kultur der Freiwilligen und Ehrenamtlichen. Es geht um die Freude, eine Ursache zu sein. Hinter jedem Anspruch auf die Achtung der eigenen Würde steht der Wunsch, etwas erkennbar zu bewirken, eine Ursache zu sein, einen für alle sichtbaren Unterschied zu machen.

Die Leute sind also überhaupt nicht „politikverdrossen“. Sie haben nur keine Lust mehr, in den klassischen Organisationen ihre Zeit zu vergeuden. Statt Mitglieder werden sie Spender, d. h. Konsumenten der guten Sache. Deshalb finden wir die Gutmenschen heute nicht mehr bei Rotary, sondern bei Greenpeace. Und im Internet.

Das Internet, genauer gesagt: das World Wide Web, ist für normale Bürger und Nutzer nicht älter als fünfzehn Jahre. Aber schon diese kurze Geschichte hat uns gezeigt, dass die Fixierung auf Informationsverarbeitung eine moralische Blindheit der Techniker war. Heute sehen wir, dass es im Cyberspace um Kommunikation, Partizipation und Gemeinschaft geht. Die Netzwerke werden als Produktionsstätten des sozialen Reichtums erkennbar. Die Netzbürger interessieren sich nicht mehr nur für Informationsmedien, sondern vor allem für Beziehungsmedien.

Das Internet ist heute das öffentliche Gut schlechthin. Um seine Dynamik und sein schöpferisches Potential zu verstehen, muss man vor allem begreifen, dass es hier um die Bildung von Sozialkapital geht. Sozialkapital besteht aus Verknüpfungen, Beziehungen und Positionen. Wer heute sinnvoll über soziale Gerechtigkeit sprechen möchte, darf sich nicht mehr von der „sozialen Frage“ des 19. Jahrhunderts blenden lassen. Wir müssen das neue Soziale denken, das sich heute über Prozesse der Selbstorganisation in Netzwerken bildet.

Facebook, StudiVZ und Xing sind eindrucksvolle Beispiele dafür, wie sich heute „soziale Graphen“ bilden, und zwar durch die einfache Frage: Wen kennst du, und wer kennt dich? Darin steckt aber auch ein völlig neues Potential für politisches Linking. Dafür braucht man heute nicht mehr als eine führende Idee, eine Kommunikationsplattform für das gemeinsame Interesse und das Bedürfnis der Zugehörigkeit.

Neue Medien und Kommunikationstechnologien gestalten den sozialen Raum, in dem wir leben. Und es ist längst nicht mehr die Frage, ob man das Internet nutzt oder nicht. Die entscheidende Frage lautet vielmehr: Nutzt du noch das Internet oder lebst du schon im Cyberspace? Gehörst du zu denen, die den Computer benutzen, als sei er eine bessere Schreibmaschine, und die das Internet benutzen, als sei es eine

bessere Bibliothek? Oder gehörst du zu denen, die ihre Existenz in den neuen sozialen Medien aufbauen, privat wie geschäftlich?

In traditionellen Gesellschaften gab es wenige Optionen und starke Bindungen. In der modernen Gesellschaft gibt es viele Optionen und schwache Bindungen. Die starken Bindungen schließen aus. Sie knüpfen dichte Netzwerke zwischen Verwandten und intimen Freunden. Das stärkt die Ich-Identität und den Zusammenhalt der eigenen Gruppe. Hier herrscht blindes Vertrauen.

Schwache Bindungen dagegen schließen ein. Sie verknüpfen entfernte Bekannte und bilden Informationsnetzwerke. Die Verbreitung von Informationen wird deshalb nicht durch starke Bindungen, sondern gerade durch schwache Bindungen gesteigert. Das ist die wichtigste Lektion der Netzwerklogik: Nicht starke, sondern schwache Bindungen machen neue Informationen zugänglich und verbinden verschiedene Gruppen. Das ist das Geheimnis von Geschäftsmodellen wie eBay und von Business-Netzwerken wie Xing. Menschen interessieren sich nämlich vor allem für Menschen, und der Einzelne glaubt am ehesten dem Kollegen, dem Bekannten und dem Netz-Nachbarn.

Warum gibt es so viele Menschen im Internet, die teilen, schenken und sich sorgen? Warum gibt es unzählige Autoren, die unbezahlt und anonym Beiträge für eine Online-Enzyklopädie schreiben oder Probleme anderer Leute lösen? Warum sind so viele Kunden bereit, Empfehlungen für andere Kunden zu formulieren und auf die Aufforderung von Amazon oder eBay, „Bewerten Sie Ihren Verkäufer“, zu reagieren? Die Antwort denkbar einfach. Die Leute tun das, weil es ihnen Freude macht. Und Freude ist ein Indikator für Effizienz.

Wer hätte noch vor zehn Jahren an die Produktivität des Teilens geglaubt? Wer hätte geglaubt, dass eine Strategie des Teilens, Schenkens und Vertrauens in der kapitalistischen Welt überlebensfähig ist? Aber die Open-Source-Software Linux hat es eindrucksvoll gegen den Monopolisten Microsoft bewiesen. Wikipedia hat es allen Befürchtungen von Kulturkritikern zum Trotz gegen die Encyclopaedia Britannica bewiesen. Und die frechen Jungs, die File-Sharing-Systeme wie Napster und Gnutella entwickelt haben, lassen Sony Music noch heute zittern. Hobbyprogrammierer, Laien und Piraten haben den Kapitalismus in ein neues Entwicklungsstadium getrieben.

Weil alle Welt von Heuschrecken, Finanzmonstern und gierigen Managern spricht, wird leicht übersehen, dass es noch nie so viel gelebten Idealismus gab wie heute. Idealistisch gesinnte Menschen gab es natürlich schon immer und durchaus auch in Massen. Aber die Lebensbedingungen, unter denen diese Gesinnung florieren konnte, waren selten gegeben. Heute haben Idealisten nicht nur eine realistische Überlebenschance, sondern auch gute Geschäftschancen. Das Internet macht den Idealismus zum Realismus. Das zeigt sich in Amerika natürlich am deutlichsten. Aber auch hierzulande ist es kein Widerspruch mehr, Millionär und zugleich Sympathisant von Attac zu sein. Dass sich Kapitalismus und Idealismus, Profitorientierung und Gerechtigkeitssinn in der Produktion des sozialen Reichtums ergänzen – das ist der neue Geist, der uns optimistisch stimmen sollte.

Die wichtigsten und zukunftsfähigen Unternehmen arbeiten heute an einem Kapitalismus mit gutem Gewissen. Idealismus verkauft sich nämlich gut. Konsumartikel sollen ethischen Standards entsprechen; an die Stelle von Ausbeutung soll der faire Handel mit den Entwicklungsländern treten. „Grüner Punkt“ und das Siegel "umweltfreundlich" genügen schon längst nicht mehr – es entstehen Ethik-Marken.

Alles, was hier geschieht, kann man auf einen einfachen gemeinsamen Nenner bringen: Das Politisch-Soziale wird zum Schauplatz des Marketing. Im gemeinnützigen Engagement tritt jede Firma als Großer Bürger auf. Ein erfolgreiches Unternehmen muss ein Gesicht haben. Es geht hier um Kreditwürdigkeit, Ansehen und Vertrauenswürdigkeit. Und die kann ein Unternehmen des 21. Jahrhunderts nur noch gewinnen, wenn es sich erkennbar an der Produktion des sozialen Reichtums beteiligt.

Das hat nichts mit Menschenfreundlichkeit, aber sehr viel mit der Vernetzung der Weltwirtschaft zu tun. Je komplexer nämlich das Wirtschaftssystem ist, desto mehr hängt der eigene Erfolg vom Erfolg des anderen ab. Zusammenarbeit und Wettbewerb sind dann kein Gegensatz, sondern die zwei Seiten derselben Medaille. Open-Source-Software ist dafür ein gutes Beispiel: Jeder nutzt es, keinem gehört es, jeder kann es verbessern. Die Gelegenheiten, die Netzwerke bieten, erzeugen die nötige Motivation. Erfolgreich bin ich demnach nicht durch Schwächung des anderen, sondern durch die Stärkung der gegenseitigen Interessen. Mit einem Wort: Erfolg hat, wer mit Erfolgreichen kooperiert.

Auf der Ebene des Konsums sind wir ja schon gewohnt, dass Kunden Ethik-Marken konsumieren und mit gutem Gewissen genießen wollen. Heute sehen wir, dass auch die Unternehmen und großen Organisationen Profitorientierung und moralisches Handeln nicht mehr als Gegensatz, sondern als wechselseitiges Steigerungsverhältnis verstehen.

Die sozialistische Forderung nach einer Umverteilung des Reichtums kontert der neue Sozialkapitalismus mit dem Angebot der Teilhabe am Wachstum der Wirtschaft. Gewinn für alle! Durch robustes wirtschaftliches Wachstum wird die Lage jedes einzelnen positiver verändert, als das durch Umverteilung möglich wäre. Alles ist gut, solange es demjenigen, dem es am schlechtesten geht, ein wenig besser geht.

Abraham Lincoln hat einmal den großartigen Satz formuliert: Man kann die Schwachen nicht stärken, indem man die Starken schwächt. Die Anwendung dieser Einsicht auf unser Thema liegt auf der Hand. Soziale Gerechtigkeit gibt es nicht durch Umverteilung, sondern durch die Produktion des sozialen Reichtums; nicht durch Sozialismus, sondern durch soziale Netzwerke und die Kraft des Einzelnen. Mehr staatliche Intervention, Konsumkontrolle und Begrenzung des Wachstums – das ist der falsche, phantasielose Weg. Eine Gesellschaft, die keinen positiven Begriff von Wachstum hat, geht unter. Nur der Profit gibt der Moral Stabilität. Soziale Gerechtigkeit muss deshalb heißen: Profit für alle.

Das erfolgreiche Unternehmen des 21. Jahrhunderts muss deshalb selbstbewusst Profit und Profil verbinden. Dem protestantischen Geist des Kapitalismus war das

einmal gelungen. Und die große Krise gibt uns heute die Chance, über einen neuen Geist des Kapitalismus nachzudenken.

Jeder große Wandel setzt die Allgemeinheit einer großen Not voraus. In der Not steckt die Chance, dass großen Ideen wichtiger werden als das große Geld. Erst kommt das Profil, dann der Profit. Von den Linken ist hier nichts zu erwarten. Natürlich breitet sich heute wieder ein Salonsozialismus in den Medien aus, aber darin liegt weder eine Hoffnung noch eine Bedrohung. Wenn unsere Gesellschaft die Werte, die sich nicht in Preisen ausdrücken lassen, ernst nimmt, verschwindet das Gespenst des Sozialismus.

Wie könnte nun der staatliche Rahmen für den neuen Geist des Kapitalismus aussehen? Hier kann man viel von der jüngeren deutschen Geschichte lernen. Ich meine die Geschichte von Bismarcks Sozialgesetzgebung bis zu Gerhard Schröders Agenda 2010. Die deutsche Sozialdemokratie hat alles verwirklicht, was am Sozialismus vernünftig war. Man kann es auch so sagen: Das Jahrhundertexperiment des Sozialismus ist gescheitert, und gleichzeitig sind alle seine vernünftigen Forderungen vom Kapitalismus selbst erfüllt worden. Die Arbeiter sind als Bürger anerkannt, die Konservativen akzeptieren den Wohlfahrtsstaat, und die meisten Linken sind Reformer geworden.

Deshalb geht es heute gar nicht um „mehr“ oder „weniger Staat“. Vielmehr geht es um das rechte Verständnis des sozialen Rechtsstaats. Wir müssten begreifen, dass das Wort „sozial“ selbst keinen juristischen Sinn hat, sondern ein rein politischer Zielbegriff ist, der vor allem auf die Güterverteilung bezogen ist. Der Kern des Rechtsstaats ist die Verfassung, die gewährleistet, der Kern des Sozialstaats ist die Verwaltung, die gewährt.

Eine sinnvolle Kritik des modernen Staates darf es sich heute nicht mehr so leicht machen, wie es jene Liberalen immer noch tun, die „weniger Staat“ fordern. Betreuung ist heute nicht mehr das einfache Gegenteil der Selbständigkeit. Modernes Leben steht heute nämlich unter dem Motto: je freier, desto abhängiger. Um selbst mehr leisten zu können, macht sich heute jeder von fremden Leistungen abhängig. Ich mache mich sehenden Auges von Dienstleistern, Sekretärinnen und Beratern abhängig, um das, was ich eigentlich kann und tun will, effektiver und souveräner tun zu können. Man verzichtet auf Herrschaft, um besser steuern zu können. Und das gilt eben nicht nur in privaten Zusammenhängen. Die Abhängigkeit von staatlichen Leistungen und Spielräume der Existenz wachsen miteinander.

Im Prozess der Moderne schrumpft der beherrschte Lebensraum, in dem der Einzelne eine gewisse Autarkie hat, also als Herr auftreten kann. Gleichzeitig erweitert sich der effektive Lebensraum durch Technik und Medien ganz enorm. Je moderner man lebt, um so größer wird die Abhängigkeit von staatlichen Versorgungsapparaturen, von Leistungen der Daseinsvorsorge. Im effektiven Lebensraum gewährleistet uns der Staat die Existenz. Immer mehr wird der Staat tatsächlich Vater Staat – schützend, versorgend und vorsorgend.

Der Grundgedanke des vorsorgenden Sozialstaates ist folgender. Wenn es um Gesundheit, Bildung und Altersvorsorge geht, hilft es den Menschen nicht, wenn man ihnen eine Fülle von Wahlmöglichkeiten anbietet. Je komplexer die Lage ist, desto

wichtiger wird ein benutzerfreundliches Design des Sozialen, das die Bürger und Kunden in die richtige Richtung schubst. Die Leute, die nicht wissen, was gut für sie ist, brauchen „Wahl-Helfer“ im wortwörtlichen Sinne, also kompetente Menschen, die ihre Entscheidungen wohlätig beeinflussen. Der Staat greift heute also auf den ganzen Menschen zu, auf Leib und Seele. So wird der klassische Wohlfahrtsstaat präventiv. Aus Sorge wird Vorsorge. Geholfen wird also auch denen, die gar nicht hilfsbedürftig sind. Und seither heißt Wohlfahrt „Service“.

Nur Narren verkennen die welthistorische Leistung, die der Wohlfahrtsstaat erbracht hat: nämlich die Integration aller Menschen in die moderne Massendemokratie. Aber wir haben einen hohen Preis dafür zahlen müssen. In seinem Gedicht „Leviathan“ nennt Hans Magnus Enzensberger uns Bürger des modernen Staates die „hörigen Angehörigen“. Unser Hauptproblem ist ein geistiges. Es geht um die Betreutenmentalität, die man „erlernte Hilflosigkeit“ nennt. Diese Mentalität ist der Todfeind von Mut und Initiative des Einzelnen.

Ein neuer Geist braucht einen Charismatiker, der ihn verkörpert, und eine Gefolgschaft, also die Partisanen der Idee. Es geht wohlgemerkt um Gefolgsleute, nicht um Angestellte. Es geht um Führer, nicht um Manager. Es geht um Charisma, nicht um Bürokratie. Das ist die eindrucksvolle Lektion, die uns der Wahlkampf Barak Obamas erteilt hat. Man kann die Menschen nur mit Ideen und Leidenschaft führen.

Der erfolgreiche politische Führer ist nicht einfach von Beruf Politiker, sondern hat den Beruf zur Politik. Sein Wille zur Führung zeigt sich darin, dass er etwas in Gang setzen will, dass er einen Unterschied machen will. Oder um es mit dem Lieblingsausdruck der Berliner Politiker zu sagen: Er will etwas „auf den Weg bringen“. Dazu braucht man Spannkraft, um reagieren zu können, Kommunikationsfähigkeit, um antworten zu können, und Mut, um die Initiative ergreifen zu können. Den Beruf zur Politik hat eigentlich nur jemand, der den Glauben an eine Idee und eine Gemeinschaft hat – die Grünen haben uns das vor zwanzig Jahren noch einmal vorgeführt. Aber hinzu kommen muss die Kommunikation einer Leidenschaft. Und dafür sind die Leute heute Obama dankbar: Change. Yes, we can. Das ist eine der erfolgreichsten Kommunikationen aller Zeiten.

* Zum Autor:

Prof. Norbert Bolz, geb. 1953, ist Medien- und Kommunikationswissenschaftler, der an der TU Berlin lehrt. Er entwickelte eine Medientheorie, die sich an Nietzsche, Benjamin und McLuhan anlehnt. Kommunikation ist für Bolz in erster Linie ein Religionsersatz, das Göttliche zeigt sich für ihn heute etwa in der neuen Netzwerkkultur, die das Internet möglich gemacht hat. In seinen Büchern reflektiert er über den Konsumismus, die soziale Gerechtigkeit, die digitalen Medien und neue Arbeitsformen.

Bücher (Auswahl):

- Diskurs über die Ungleichheit - ein Anti-Rousseau. Wilhelm Fink Verlag. 2009.
- Profit für alle - Soziale Gerechtigkeit neu denken. Murmann Verlag. 2009.
- Das ABC der Medien. Wilhelm Fink Verlag. 2007.
- Die Helden der Familie. Wilhelm Fink Verlag. 2006.